

GIRLS

btb



Roman

KIRSTY CAPES

Jeder kannte die Mädchen. Doch was wurde
aus den Frauen, zu denen sie heranwuchsen?

KIRSTY CAPES • GIRLS

KIRSTY CAPES

GIRLS

Roman

*Aus dem Englischen
von Judith Schwaab*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel »Girls«
bei Orion Fiction, einem Imprint der Orion Publishing Group, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Triggerwarnung:

Der Roman enthält potenziell triggernde Inhalte zu folgenden Themen:
Körperliche und psychische Gewalt, selbstverletzendes Verhalten,
Drogenmissbrauch, Suizid



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Copyright © 2024 by Kirsty Capes

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2025 by btb Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: semper smile, München
nach einem Entwurf von Dan Jackson und unter Verwendung
von Bildmaterial von Bridgeman Images/ T. S. Harris

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-442-76305-4

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

Für all die girls, die ich liebe

Als ich ins Meer ging,
dachte ich nicht darüber nach, was ich tun würde,
wenn mir das Wasser bis zur Taille stand und weiter stieg,
wenn ich mit den nackten Zehen im Sand Halt suchen
musste.

Es war nicht meine Entscheidung, hier zu sein,
was bedeutet, dass die Entscheidung von jemand anderem
kam.

Doch so ist es nicht.

— Emma Jeremy, *Nasser Sand*

Schmeißt meine Asche in einen Canyon. Und meine
Gemälde ins Meer.

— Ingrid Olssen, *international gefeierte Porträtmalerin.*
Auf dem Totenbett an ihre Töchter gerichtet (angeblich).

MANCHMAL TRÄUMTE ICH VON DEM HAUS IN RICHMOND.

Ich hatte es als Teenager verlassen, deshalb erinnerte ich mich an vieles.

Das Haus war unsere Mutter, und unsere Mutter war das Haus.

Sie hinterließ ihre Spuren an jedem Fenster, jeder Decke, jeder Wand.

Mit jedem Jahr, das verging, kehrte ich zu den Erinnerungen an das Haus zurück und unterzog sie einer neuerlichen Prüfung durch die Linse meiner jüngsten Erfahrungen.

Was man bezüglich seiner Kindheit empfindet, unterscheidet sich dann sehr von dem, was einem zum jetzigen Zeitpunkt durch den Kopf geht.

Wie ein komplexes Musikstück schienen die Erinnerungen manchmal, weich und formbar, zu verebben und an anderer Stelle zu einem fürchterlichen Crescendo anzusteigen.

Ich glaubte nicht daran, dass die Wüste uns heilen würde. Doch kaum hatten wir in unserem klapprigen Camper die Staatsgrenze von Arizona nach Nevada überschritten, kam ich zu der Überzeugung, dass es doch geschehen würde.

Ich dachte, wenn ich die trockene, heiße, unverdorbene Luft dort einatmen würde, könnten wir gereinigt und geläutert werden.

Und wir würden zu neuen, vollständigen, perfekten Versionen unser selbst werden.

Mir war nicht klar, wie tief die Wunden waren, die wir erlitten hatten. Ich unterschätzte, wie groß der Aufwand sein würde, um sie wegzuzüchten.

Wenn das Haus in Richmond mein Inneres zu einem verfaulenden Etwas gemacht hatte, dann weiß allein Gott, was es bei meiner Schwester anrichtete.

AUSZUG AUS DER EINLEITUNG ZU *INGRID OLSEN*:
EINE VISIONÄRIN VON RICHARD TAPER
(ERSCHIENEN BEI ORANGE RABBIT PRESS)

[...] Olssen hatte seit ihrem sechzehnten Lebensjahr vierzig Zigaretten am Tag geraucht. Deshalb schockierte es auch niemanden, der von der Diagnose erfuhr, als im Alter von fünfzig Jahren ein großzelliges Karzinom an ihrem linken Lungenflügel entdeckt wurde. Laut ihrer jüngeren Schwester Karoline Olssen – die während unseres fünfundvierzig Minuten andauernden Interviews zur Erläuterung der Umstände, die zum Tode ihrer Schwester führten, auf Kette und mithilfe einer Zigarettenspitze aus Jade fünf Chesterfield Blues rauchte – lehnte Ingrid jede Strahlentherapie ab.

Ingrid Olssen glaubte und sprach nur in absoluten Begriffen, und zu diesen Gewissheiten gehörte auch die Ansicht, jede Chemotherapie, die sie für ihren Körper zulasse, würde ihr Gehirn zerstören und ihre Finger so nachhaltig ertauben lassen, dass sie nie wieder einen Pinsel in die Hand nehmen könnte. Innerhalb eines Jahres nach der Diagnose war der Tumor auf das Dreifache der ursprünglichen Größe angewachsen, ragte vorne ein Stück aus Olssens Brust und dehnte die darüberliegende Haut, sodass sie dünn und schimmernd wurde. Olssens letztes (vollendetes) Selbstporträt wurde etwa drei Monate vor ihrem Tode fertiggestellt. Darauf steht die Künstlerin nackt in einem, wie sich die meisten Kritiker einig sind, flachen Karton, ihr Körper ist auf groteske Weise verunstaltet. Die Leinwand ist eins zweiundsechzig lang, was der Größe der Künstlerin entsprach, und die Wiedergabe ist naturgetreu*. Der Tumor erinnert an einen Alien, der von innen gegen ihren

* *Selbstporträt #42*, Öl auf Leinwand, 2018.

Brustkorb drückt und jeden Moment die Haut durchstoßen will. Der Stil dieses allerletzten Selbstporträts ist fieberhaft, der Einsatz der Ölfarben – dunklere Indigotöne für das Fleisch, impressionistischer als die Ölgemälde aus Olssens Frühwerk und ohne die gewohnten, charakteristischen Details rund um Augen und Mund der Abgebildeten – wirkt fast verzweifelt; die Farbe ist mit dicken, ungenauen Pinselstrichen aufgetragen. Tatsächlich hat es den Anschein, als schmelze Olssens Gesicht von ihrem Schädel wie Wachs. Karoline Olssen berichtet, in jenem letzten Jahr habe ihre Schwester immer wieder von geschwärzten und in Verwesung begriffenen geflügelten Dämonen in der Größe von Kindern fabuliert, die angeblich in das Haus in Richmond eindrangen und sich in den Wänden verschanzten, wo Karoline sie, zusammen mit Ingrids Töchtern, in jenem letzten Stadium ihres Lebens betreute.

Ihr Tod war schrecklich und herzzerreißend für alle, die Ingrid Olssen nahestanden. Karoline vermag ihn sich nicht ins Gedächtnis zurückzurufen, ohne ihre mit Kajal geschminkten Augen mit einem Taschentuch aus bleicher Seide zu betupfen. Nach zwei Jahren der Trauer, als dieser Text geschrieben wird, ist der Schmerz bei Olssens engsten Familienmitgliedern immer noch greifbar.

Ein bewegender und zugleich auch Kontroversen auslösender Nachruf wurde im *Observer* veröffentlicht. Er stammt aus der Feder von Ingrids jüngerer Tochter, der damals zweiundzwanzigjährigen Nora Robb, die erst kürzlich an der UCLA in Los Angeles ihr Doktorat in Kunstgeschichte begonnen hat. Sie schrieb:

Manchmal hasste ich meine Mutter. Ich hasste sie dafür, wie sehr sie ihre Arbeit liebte. Mehr, als sie jemals mich selbst oder meine ältere Schwester Matilda lieben würde. In unserer Kindheit war uns beiden schmerzlich bewusst, wie wenig wir tun konnten, um sie glücklich zu machen. Stets sagte uns Ingrid, sie sei eher die Beobachterin als das zu beobachtende Objekt, auch wenn es so oft in ihrem Leben

vorkam, dass sie den kontrollierten kulturellen Blick auf sich selbst hofierte. Olssen wusste, ihre Absolution lag darin, dass sie die Welt und die Menschen darin in ihren Bildern neu erschuf. Und dass sie das Ungleichgewicht des Universums nur dann begreifen konnte, wenn sie das, was sie sah und empfand, auf die Leinwand brachte. Sie fand Wege, den Menschen ein Gefühl der Neuheit und Fremdheit zu schenken. Und mit dieser Mission gelang es ihr, die Wildnis zu überleben. Einmal sagte sie zu meiner Schwester und mir, wenn sie sterbe, sollten wir alles, was sie jemals geschaffen habe, ins Meer werfen. Ingrid Olssen produzierte ihre Kunst – indem sie den Pinsel auf die Leinwand oder die Kohle aufs Papier setzte – einzig und allein für sich selbst. Genau darin lag ihr Genie – und ihre Zerstörungskraft.

Ingrid Olssen wurde zwölf Tage nach ihrem Ableben am 19. Januar 2018 auf dem Friedhof von Highgate eingäschert. Zum Zeitpunkt ihres Todes war sie vierundfünfzig Jahre alt. Ihr Sarg war aus Kirschholz gezimmert, und darin lag auch die Ausgabe der *British Vogue* vom April 1979, dem Monat, als sie selbst, ein Teenager, der seiner Heimat den Rücken gekehrt hatte, aus Hønefoss, Norwegen, in London ankam. Ebenfalls dem Sarg zugefügt waren ein Flakon Chanel No.5, ein Paar gefütterte Lederhandschuhe, ein persönliches Geschenk von Carolina Herrera sowie eine einzelne rote Rose von ihrem Ex-Ehemann Edward Robb. Olssen hinterließ ein Werk von über vierhundert Ölgemälden, mehreren hundert Linolschnitten und Siebdrucken sowie weitere Kunstwerke, die von der Größe einer Postkarte bis zu den Ausmaßen der westlichen Säulenhalle von St. Paul's Cathedral reichten. Ihr berühmtestes Werk *Girls* (Kohle und Öl auf verstärkter Leinwand, 1999) verbleibt als Dauerleihgabe bei der National Portrait Gallery in London. Weitere Werke werden im Museum of Modern Art in Los Angeles und der Tate Modern gezeigt. Drei Gemälde – darunter

auch das skandalumwitterte *Edward und ich auf einem Bett aus Lügen* (Tempera auf Karton, 1986) – sind Teil der Dauerausstellung an der Nationalgalerie von Oslo. Alle anderen Gemälde aus Ingrid Olssens Portfolio – ihre Ölbilder, ihre Drucke, ihre Skizzenbücher (von denen es Gerüchten nach über eintausend gibt), ihre Studien und die kleinere Anzahl von Werken in Tempera – werden zu gleichen Teilen an die beiden Töchter vererbt und zum Zeitpunkt ihres Todes eingelagert.

Es ist unwahrscheinlich, dass die Welt noch einmal eine Ausstellung von Ingrid Olssen erleben wird. Ihr Nachlass wird von ihrer Familie überwacht, die streng darauf achtet, Ingrid's Wünsche zu respektieren und ihr Vermächtnis vor dem öffentlichen Blick zu bewahren. Was bleibt, ist ein Leben, das von Obsession und gebrochenem Herzen, von Katastrophen und schließlich dem Erlöschen eines leuchtenden und strahlenden Sterns am Firmament der modernen europäischen Kunst geprägt ist. Da ist die Frage nach den ärmlichen ersten Jahren in Olssens Leben in einem kleinen Dorf nördlich von Oslo, an der Seite ihrer jüngeren Schwester Karoline und des verwitweten Vaters Lars, eines Schweinebauern, der kurz vor dem Bankrott stand, als er im Jahre 2006 verstarb. Da ist ihre Auswanderung in jungen Jahren nach Großbritannien; ihre frühe Ausbildung unter der Schirmherrschaft eines der größten Siebdrucker Europas im 20. Jahrhundert, Maurice Hoffmann. Ihr fieberhaftes erstes Auftreten in der Londoner Kunstwelt in den Achtzigerjahren und die ersten harten Lektionen in Sachen Klatschpresse; ihre stürmische Affäre und Ehe mit dem kalifornischen Schauspieler Edward Robb. Ihre bewusst beschlossenen Auszeiten als Mutter von Matilda und Nora Robb, die in den Jahren 1986 und 1995 auf die Welt kamen. Ihr früher Ruhm und die ersten internationalen Erfolge in den frühen Neunzigern, bevor ihre zunehmend schlechte körperliche und seelische Verfassung sie zu einem frühen Rückzug aus der Öffentlichkeit drängte, obwohl die letzten zehn Jahre ihres Lebens (wie

sich herausstellte) zu den fruchtbarsten zählten. Damals erschuf sie zweifellos die Werke, die am meisten gefeiert wurden.

Diese Biografie – mit dem Einverständnis von Olssens engster Familie und ihrem persönlichen Anwalt – wird Ingrid's Leben, ihre Arbeit, ihren Aufstieg und Fall dokumentieren. Da nur wenig visuelles Material öffentlich zugänglich ist, haben mir die Familien Olssen und Robb freundlicherweise Zugang zu den privaten Archiven ermöglicht, wo ich nie zuvor gesehene Arbeiten und seltene Studien in Augenschein nehmen konnte; diese sind hier auf den Seiten 48 bis 57 und 105 bis 122 aufgeführt.

Ingrid Olssen war unbezähmbar, sie war kapriziös und hemmungslos. Ihr Leben war gezeichnet von Depression und Sucht, gleichermaßen von ihren Affären und ihrer Berühmtheit. Es ist meine Hoffnung, dass wir ihr durch ihre Werke, durch Gespräche mit ihren engsten Freunden und Familienmitgliedern, durch eine kritische Auseinandersetzung mit ihrer flickenhaften Geschichte als junges Unschuldslamm inmitten ihrer Zeitgenossen, als *Enfant terrible* der Boulevardpresse, als minderjähriges Wunderkind, das innerhalb weniger Jahre aus der Armut mitten ins Zentrum des Zeitgeistes katapultiert wurde, irgendwie ein wenig näherkommen und, wenn auch nur in Ansätzen, zum Verständnis ihrer Genialität beitragen können.

Kapitel 1

ICH KANN MICH NICHT ERINNERN,
NORA BEI DER BEERDIGUNG GESEHEN ZU HABEN.

Ich sah sie nicht ankommen. Ich vergaß, mich von ihr zu verabschieden, und als es mir einfiel, schien sie bereits gegangen zu sein.

Im Frühjahr jenes Jahres, bevor unsere Mutter Ingrid starb, hatte Nora zum zweiten Mal versucht, sich das Leben zu nehmen. Ihre Mitbewohnerin hatte sie im feuchten Badezimmer ihres Wohnheims an der UCLA aufgefunden. Tote Blätter lagen auf der Fensterbank, hafteten an der Vorhangschiene wie eine Socke, die mit einem Faden an einem Nagel hängen geblieben ist. Sie war hellwach, hatte die schmalen Ellbogen mit den Händen umklammert und schaute durch die beschlagene Fensterscheibe dabei zu, wie sich die Hausgimpel auf dem Nachbardach die Federn putzten.

Sie sah aus, als würde sie darauf warten, dass etwas passierte.

Ihr zweiter Selbstmordversuch war Noras fünfte Begegnung mit dem Tod. Das fünfte Mal, dass sie eine Hand durch den Schleier streckte und die kühle Brise an ihren Fingern spürte. Was auch immer dort drüben, auf der anderen Seite, lauerte, packte sie an der Hand, doch niemals war der Griff stark genug, um sie hinüberzuziehen. Und es würde nicht das letzte Mal sein, es passierte noch öfter.

Auch bei der Beerdigung sah es so aus, als würden alle darauf warten, dass etwas passierte.

Nora hatte den Nachruf verfasst, deshalb schlug Tante Karoline vor, ich solle die Trauerrede halten.

Das tat ich – und während ich sprach, schaute ich auf die Trauergemeinde hinaus. Auf die Menschen, die meine Mutter im Laufe ihres Lebens angesammelt hatte, Menschen, die sie genug geliebt hatten, um ihr nun das letzte Geleit zu geben. In der vordersten Reihe saß Tante Karoline in schwarzem Samt, um die schmalen Schultern einen Satinschal in der Farbe von Seegras geschlungen. Ihr Haar wirkte beinahe rosa, so stark war das Kastanienbraun mit weißen Strähnen durchwirkt. Links von Karoline saß Maurice Hoffmanns Witwe Angelica. An ihrer Rechten Jules, ein alternder Typ aus Los Angeles mit fettigem Haar, der in früheren Jahren Drummer bei Jefferson Airplane gewesen war. Er erzählte den Leuten gern, dass er die gleiche Sorte Heroin überlebt habe, die Janis Joplin damals das Leben gekostet hatte. Dann folgten zwei preisgekrönte Dichter und der Moderator eines Morgenmagazins. Mein Dad Edward hockte mit verlegener Miene am Ende der Reihe, neben sich seine neue Frau Marnie, die so alt ist wie ich. Er trug ein Einstecktuch aus gepunkteter pinkfarbener Seide, das im Laufe des Tages seine Appretur verloren hatte und mittlerweile schlaff über das Revers hing, als hätte es das Interesse verloren.

Selbst jetzt, wo ich dies alles Revue passieren lasse, habe ich keine Ahnung, wo Nora saß. Oder wer an ihrer Seite war, was für Klamotten sie trug und welcher Ausdruck in ihrem Gesicht stand.

Gus, der Vater meiner Tochter, hatte sich in respektvoller Distanz einen Platz in der hintersten Reihe gesucht. Er trug seinen besten Anwaltsanzug und sah darin ein bisschen so aus wie ein Mann, der in einem öffentlichen Verkehrsmittel zu laut am

Handy telefoniert. In Wirklichkeit war Gus jedoch ein Mensch, der den Leuten Fragen zu ihrer Person stellte und gern zuhörte, wenn sie ihm antworteten. Trotzdem wäre es nicht angemessen gewesen, wenn er in einer der vordersten Reihen Platz genommen hätte, obwohl er Ingrid ebenso gut gekannt hatte wie ich oder wie Nora und mehrere Bootsladungen besser als die bescheuerte Marnie. Er war ebenso wie ich oder Nora ein Teil des Lebens meiner Mutter gewesen, auch wenn wir uns bereits ein Jahr nach Beanies Geburt und noch bevor wir das Alter erreicht hatten, um wählen zu dürfen, getrennt hatten.

Auch unsere Tochter Beanie saß dort hinten, obwohl es für sie keinerlei Grund dazu gab. Sie trug das gleiche Make-up, das auch Ingrid immer getragen hatte – dicker schwarzer Eyeliner, so weit über die Wangenknochen gezogen, dass es aussah wie Krähenflügel. »Ich leiste Dad Gesellschaft«, sagte sie. Ich zuckte mit den Achseln, und sie drückte meinen Arm, um mir zu zeigen, dass es ihr wirklich nichts ausmachte. Mit ihren fünfzehn Jahren schien sie eine gewaltige Portion Geduld mitbekommen zu haben. Jeden Tag wurde sie Gus ähnlicher.

Ich schaute mich nach Nora um, konnte sie aber nicht entdecken, dort draußen in dem Meer von Trauergästen.

Nach der Trauerrede trug Tante Karoline ein Gedicht vor, das sie angeblich selbst geschrieben hatte, jedoch eindeutig von Seamus Heaney abgekupfert war. Ich sah, wie die preisgekrönten Dichter mit den Augen rollten und sichtlich unbeeindruckt waren. Dann erhob sich Sadie Nelson, Bassistin der berühmten Punkband Acid Rain, mit der Mum damals in den frühen 2000ern nach Neapel durchgebrannt war, um in einem besetzten Haus Opium zu rauchen, und spielte »Take On Me« auf einer elektrischen Gitarre, während Ingrids Sarg langsam mit einem Mechanismus, das an das Gepäckband im Flughafen erinnerte, abtransportiert wurde und hinter einem dicken roten Vorhang

verschwand. Nora hatte das Kirschholz für den Sarg und die Stiefmütterchen als Blumenschmuck ausgesucht. Auch sie fielen den Flammen zum Opfer.

Im Gedenkgarten traf ich Beanie und Gus in der Nähe der Tore zum Parkplatz. Wir standen noch eine Weile zusammen, während verschiedene Leute aus Ingrids Kreisen auf uns zutraten, um zu kondolieren, uns die Hand zu schütteln, mich zur großen Bedeutung meiner Mutter zu beglückwünschen, darauf hinzuweisen, welch gewaltige Fußstapfen sie hinterlassen habe, und welch eine Fügung es sei, ihre Tochter zu sein. Tante Karoline zog mich in eine knochige Umarmung.

»Das hast du wundervoll gemacht, Matilda«, sagte sie. »Sie wäre so stolz auf dich gewesen.«

»Danke«, murmelte ich an ihrem dick gepuderten Hals. Es roch stark und kalt nach Beton. Dicker, dunkler Rauch stieg aus dem Schornstein des Krematoriums empor.

»Die Trauerrede war wunderschön, Mattie«, sagte jemand, den ich nicht kannte, hinter Tante Karoline.

»Das war sie, ja«, stimmte Karoline zu. Ihr Lippenstift setzte sich in den Raucherfältchen rund um ihren geschürzten Mund ab. »Wirklich, so wundervoll. So bewegend.«

Sadie Nelson schien neben dem Leichenwagen in eine Art Streit mit einem Soap Star verwickelt zu sein. Tante Karoline tupfte sich mit dem Taschentuch eine Träne aus dem Augenwinkel.

Im Auto, auf dem Weg zur Trauerfeier, die im Nebenzimmer eines Pubs am Richmond Common stattfinden sollte, sagte Beanie: »Mum?«

»Ja?«

Ich schaute sie nicht an, meine Hände umklammerten das Steuer. Ich hatte Nora beim Begräbnis nicht gesehen. Auf einmal kam mir der schreckliche Verdacht, dass sie auch die Trauerfeier

schwänzen würde, mich im Stich ließ, sodass ich mit all diesen furchtbaren Leuten allein zurechtkommen musste. Das wäre so typisch für Nora. Dafür war ich schon im Voraus und eher lieblos sauer auf sie.

Nora, die immer nur an sich denkt. Nora, die immer in irgendeiner Krise steckt. Nora, die nicht einmal den Arsch in der Hose hat, auf die Beerdigung ihrer Mutter zu gehen.

»Wo hattest du eigentlich die Trauerrede her?«

»Was meinst du?«

»Die Rede, die du heute vorgelesen hast. Die hast du doch nicht selbst geschrieben, oder?«

»Die habe ich aus Grandmas Wikipedia-Eintrag«, gab ich zu. Beanie grinste mich im Rückspiegel an.

»Ich fand es ein bisschen seltsam, als du mit den Kontroversen angefangen hast. Aber mir und Dad hat's gefallen.«

Gus – der auf dem Beifahrersitz saß – lächelte mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Zu sagen brauchte er nichts. Seit unserer Teenagerzeit war er aus erster Hand mit Ingrid Olssons kontrollierter Selbstzerstörung und ihrem Vermächtnis konfrontiert gewesen. Und jetzt wurde er Zeuge der letzten Hammerschläge, mit denen der endgültige Niedergang besiegelt wurde.

Wie ich vermutet hatte, kam Nora nicht zu der Trauerfeier im Pub.

Jetzt, wo ich darüber nachdenke, frage ich mich, ob sie überhaupt bei der Beerdigung war.

AUSZÜGE [VERSCHIEDENE] AUS INTERVIEW-MITSCHRIFTEN,
ZITIERT AUS *INGRID OLSEN: EINE VISIONÄRIN* VON
RICHARD TAPER (ERSCHIENEN BEI ORANGE RABBIT PRESS)

Marnie Robb, Schauspielerin und Ehefrau von Edward Robb:

Ich habe gehört, Ingrid Olssen kam in einem Schweinekoben auf einem Bauernhof irgendwo in der norwegischen Pampa zur Welt.

Chad McCloy, Journalist und Moderator der Talkshow *McCloy Who's Talking*:

Ich habe gehört, sie war die uneheliche Tochter eines skandinavischen Prinzen, der ins Exil gehen musste, nachdem sie die Krone, oder was auch immer das war, für sich beansprucht hatte. Was für ein skandinavischer Prinz? Keine Ahnung. Woher soll ich das wissen? Kam sie nicht aus Schweden?

Angelica Hoffmann, Witwe des verstorbenen Maurice Hoffmann und Leiterin des Hoffmann Trust:

Maurice hatte nicht die leiseste Ahnung, wer sie war, als sie eines Tages im Frühjahr 1979 auf der Schwelle seines Siebdruckateliers in Golders Green auftauchte. Ich glaube nicht, dass er sie danach fragte. So ein Mensch war Maurice Hoffmann. Er nahm dich einfach, wie du warst, er glaubte dir, was du ihm sagtest, und vertraute auch Menschen, die er nicht kannte. Da stand sie, ein gerade mal sechzehnjähriges Mädchen, offensichtlich unterernährt, das kaum Englisch sprach und keinen Penny in der Tasche hatte, und Maurice gab ihr einen Job. Er fragte nicht danach, wie sie nach London gekommen war oder woher sie stammte, wobei mir jemand erzählte, es sei eine Sennerei in den Schweizer Bergen gewesen. Er vertraute ihr einfach.

Edward Robb, Schauspieler und Ex-Mann:

Mir hat sie nie erzählt, wie sie aufwuchs.

Karoline Olssen, Schwester und Managerin:

Geboren wurden wir auf dem Bauernhof unserer Familie außerhalb von Hønefoss, Ringerike, etwa sechzig Kilometer nordwestlich von Oslo. Ingrid wurde 1963 geboren und ich 1966 oder 1967. (Wag es nicht, zu drucken, wie alt ich bin, Richard.) Unser Vater, Lars Olssen, war Schweinebauer in einem kleinen Dorf, das auf halbem Weg am Berg lag. Unsere Mutter starb, als ich etwa vier war, glaube ich. Sie hatte was an der Lunge. Ich erinnere mich an nicht viel, was sie angeht. Ingrid erinnerte sich ein bisschen mehr. Wir wuchsen dort auf, auf unserem Bauernhof Olssengården. Bevor unsere Generation auf die Welt kam, hatte unsere Familie dort Hunderte von Jahren gelebt, hatte Schweine geschlachtet und das Land bewirtschaftet. Glamourös war das nicht, das kann ich euch sagen. Mit vierzehn entschied sich Ingrid gegen das Leben auf dem Hof und besorgte sich einen Job in einer Papierfabrik in der Stadt. Das gefiel unserem Vater überhaupt nicht. Aber Ingrid war ein Dickkopf. Genau das mochten alle an ihr. Sie ging einfach keine Kompromisse ein.

Edward Robb:

Alles, was ich weiß, ist, dass sie, sechzehn Jahre alt und heimatlos, in Maurice Hoffmanns Siebdruckatelier auftauchte und innerhalb weniger Jahre zur meistgefeierten Nachwuchskünstlerin des Jahrzehnts wurde. Das war allerdings, bevor ich sie kannte. Als ich sie dann kennenlernte, war sie zu einer wahren Augenweide geworden – eine Frau zum Niederknien – und sah so aus, als hätte sie keinen Augenblick in ihrem Leben einen Finger gerührt. Wangenknochen, mit denen man Glas schneiden konnte. Eine Haut, so weich, als wäre sie aus Wolken gemacht. Ich selbst komme aus Texas und

mochte das an ihr. Sie erinnerte mich an die Mädchen zu Hause. Natürlich war das, bevor alles den Bach runterging.

Karoline Olssen:

Ich glaube, sie hatte Angst, dort in Hønefoss zu ersticken. Da waren diese riesigen Grabhügel. Aus der frühen Eiszeit oder so. Die schienen überall zu sein. Als würden sie uns von sämtlichen Seiten umgeben, auch wenn das in Wirklichkeit gar nicht so war. Es hat sich einfach nur so angefühlt, weißt du? Eine echte Touristenattraktion. Während wir aufwuchsen, dachten Ingrid und ich die ganze Zeit, wir seien von Leichen umzingelt. Tote, weit und breit, soweit das Auge reichte. Wir lebten auf einem Friedhof. Ich glaube, das war der Grund, warum sie abgehauen ist.

Nora Robb, Tochter und Performance-Künstlerin:

Nein, ich war nicht auf ihrem Begräbnis.

Kapitel 2

»NORA IST IMMER NOCH IN LONDON, ODER?«, FRAGTE RICHARD ÜBER DIE SCHULTER AN MICH GERICHTET.

Er war der posthume Biograf meiner Mutter und stand nackt in meiner Küche. Es war halb fünf an einem Sonntagnachmittag im Frühjahr. Das Begräbnis meiner Mutter lag etwas mehr als zwei Jahre zurück.

»Wie bitte?«, fragte ich, obwohl ich ihn sehr wohl verstanden hatte.

»Nora. Sie ist in London, oder? Sie hat doch mit ihrem Doktorat angefangen.«

Ich hatte Nora – zumindest persönlich – in der Zwischenzeit nicht gesehen.

»Tu das nicht«, sagte ich zu ihm und kramte dabei im Kühlschrank. Nichts Essbares: eine halbe Packung vergilbter Feta und ein bisschen welker Spinat in der Schublade. Selbst die Margarine hatte einen verdächtig aussehenden Belag. Ich musste unbedingt einkaufen, bevor Beanie heute Abend aus der Wohnung ihres Vaters zurückkehrte. Ich warf die Margarine in den Müll und wandte mich wieder Richard zu.

Er sah aus, als hätte ich ihn bei etwas ertappt.

»Was soll ich nicht tun?«, fragte er etwas zerknirscht. Er reichte mir einen Becher dampfenden schwarzen Kaffee. Ich nahm ihn entgegen und zog den Morgenmantel enger um mich.

Am Aufschlag war ein Loch, und ich steckte den Finger durch und spürte das weiche Flanellfutter unter dem gesteppten Stoff.

»Arbeiten«, antwortete ich schlicht.

Er grinste schelmisch, wie ein ungezogener Schulfünge.

»Sorry«, sagte er, immer noch lächelnd.

»Wenn du Nora erwischen willst, kannst du selbst Kontakt zu ihr aufnehmen. Du hast ihre Telefonnummer. Du hast ihre Mailadresse. Dafür muszt du nicht mich einspannen.«

Ich spürte meinen scharfen Unterton und bedauerte ihn, noch bevor mir die Worte über die Lippen kamen. Richard, der rücksichtsvollste und nachsichtigste Mann, mit dem ich jemals etwas gehabt hatte, zog mich in seine Arme, nahm mir den Becher aus der Hand und stellte ihn auf dem Küchentresen ab.

»Das werde ich machen«, sagte er leise. »Ich wollte dich nicht aufregen.«

»Du hast mich nicht aufgeregt«, log ich. »Es ist nur einfach seltsam, wenn du über die Arbeit sprichst, während wir zusammen sind. Als Paar.«

Ich kannte Richard seit sechs Monaten, seit er das allererste Interview mit mir gemacht hatte. Und es war fast auf der Stelle, ohne dass ich es eigentlich gewollt hatte, ernst zwischen uns geworden. Ich mochte Richard. Ich mochte ihn sehr. Er war großzügig und bedacht und zuvorkommend. Außerdem schrieb er ein Buch über meine Mutter. Tante Karoline hatte alles in die Wege geleitet, hatte ihm aufgrund zweier schmeichelhafter Profile, die er für Kulturmagazine über Ingrid Olssen geschrieben hatte, den Auftrag gegeben. Für die BBC hatte er den Kommentator zu einem Kurzfilm über ihre Arbeit gesprochen, der einen Preis der BAFTA gewonnen hatte. Als sie noch am Leben war, hatte er sie mehrmals interviewt. Tante Karoline behauptete, Mum hätte ihn ganz gern gemocht und sich über das gefreut, was er über sie schrieb. Er sei der perfekte Kandidat dafür, eine

Biografie über sie zu verfassen. Ich fand es eher seltsam, dass er sich so sehr für meine Mutter interessierte, vermutete aber, dass das bei einem Kunstkritiker eher normal war. Und es tat gut, dass ich meinen neuen Liebhaber nicht bitten musste, weder meinen Namen noch die Namen anderer Mitglieder meiner Familie bei Google einzugeben. Richard kannte das Chaos schon, als ich ihn kennenlernte: Er war ein Bewunderer meiner Mutter und ihres Werks, und ihm als ihrem Biografen gegenüber brauchte ich nicht verlegen zu lachen, wenn alte Zeitungsartikel über Mums Verhalten in den Achtzigern und Neunzigern auftauchten. All diese Artikel hatte Richard bereits gesehen; genauer gesagt hatte er sie in einer Mappe abgeheftet. Das war ungewöhnlich, aber hilfreich. Nachdem er sich einverstanden erklärt hatte, das Buch zu schreiben, hatte Tante Karoline einen Verlag gefunden und dafür gesorgt, dass er einen Vorschuss dafür bekam, wobei sie, was typisch für Tante Karoline war, auch für sich selbst etwas herausschlug. Erst dann hatte sie sich daran gemacht, meine Wenigkeit, Nora, meinen Vater Edward sowie einige wenige ausgewählte Kandidaten aus Ingridis Leben davon zu überzeugen, unseren Beitrag dazu zu leisten. Am Ende hatte ich eingewilligt, ein Interview zu geben, damit sie endlich damit aufhörte, mich in der Arbeit anzurufen.

Aber vielleicht würde Richard durch sein Buch auch etwas gelingen, was keiner von uns geschafft hatte: all die losen Fäden, die das Leben meiner Mutter durchwirkten, aufgreifen, sie entwirren und wieder zu einem schlüssigen Ganzen zusammenfügen. In Vorbereitung für das Interview hatte ich einige seiner journalistischen Arbeiten gelesen; er war gut, wenn auch mit einem Hang zur Melodramatik – selbst ich, die mit sechzehn nach der Mittleren Reife von der Schule abgegangen war und heute Kindern dabei half, durch das Malen von Bildern ihre innersten Gefühle zu Papier zu bringen, konnte das sehen. Vielleicht würde

er ja Ingrid's Leben einige Geheimnisse entlocken, die zu ihren Lebzeiten niemand aufgedeckt hatte.

In der darauffolgenden Woche war Richard in der Zweizimmerwohnung in Acton, die ich mit meiner Tochter Beanie bewohnte, aufgetaucht, das Gesicht gerötet und mit Sommersprossen übersät, die Brille auf die Spitze seiner glänzenden Nase gerutscht, die Jeans verblichen und knittrig. Er wirkte eher unbedarft, doch die Art, wie er mich anschaute, und die Fragen, die er mir stellte, waren messerscharf wie ein Laserstrahl.

»Was nun das Gemälde *Girls* angeht«, hatte er gleich zu Beginn des Gesprächs gefragt. »Sind das Sie und Ihre Schwester?«

Ich zuckte unbeeindruckt mit den Achseln. »Ja, das sind wir. Das ist allgemein bekannt.«

»Eine interessante Komposition«, sagte er, fast an sich selbst gerichtet, und spielte mit dem Notizbuch, das in akkuratem Winkel und mit noch leeren Seiten auf seinem Schoß lag. Er hatte ein Aufnahmegerät eingeschaltet; das Notizbuch schien mehr Beiwerk zu sein, etwas, mit dem er seine Hände beschäftigen konnte, während wir redeten. Auf den Aufnahmen macht sich sein abgehackter Surrey-Akzent deutlicher bemerkbar, so wie bei britischen Schauspielern, die in amerikanischen Filmen mitspielen. Für jemanden wie ihn, der in seiner Sparte ein alter Hase war, auch wenn er gerade mal Mitte dreißig und damit nicht viel älter war als ich, wirkte er verunsichert. In meinem Wohnzimmer schien er sich nicht wohlfühlen, hockte unbeholfen ganz vorne an der Kante auf meinem Sofa und wandte immer wieder den Blick von der Fotocollage an der Wand ab, die Beanie und ich eines Abends bei einer Packung Häagen-Dazs-Eiscreme mit Käsekuchengeschmack gebastelt hatten und neben den *Twilight*-Videos, die Rücken an Rücken standen, an die Wand gehängt hatten, nachdem wir rosa Glitter und Herzenpailletten um die Ränder unserer fotografischen Lieblings-

erinnerungen gemalt hatten: Ausflüge in den Londoner Zoo, das Aquarium, der Tag, an dem Beanie erfahren hatte, dass sie ein Stipendium an der Schauspielschule bekommen hatte, was wir feierten, indem wir uns beide in passenden Blautönen die Haare färbten. Mein Blau war schon lange verblichen und mit einem Kastanienbraun überfärbt worden, der meinem Naturton so nahe wie möglich kam. Beanie war zuerst bei Blau geblieben, dann zu Violett und zu Pink übergewechselt und trug mittlerweile ein leuchtendes Orange. Sie hatte darauf bestanden, dass auch Ingrid und Nora in der Collage vorkamen. Von ihnen besaß ich keine Fotos, deshalb hatte Beanie Noras Porträt von der Website der Fakultät für Kunstgeschichte an der Goldsmith University ausgedruckt, wo Nora gerade ihren Doktor machte; bei Mums Foto handelte es sich um einen alten Schnappschuss aus der Klatschpresse, der sie zeigte, wie sie in den Achtzigerjahren aus einem Nachtclub torkelte, die spindeldürren Arme um den Hals meines Vaters gelegt, der seine Mühe hatte, sie auf den Beinen zu halten, das dauergewellte Haar in krisseligen Wellen über die Schulterblätter hängend, in einem glitzernden grünen Minikleid, das bis über die Taille hochgerutscht war und den Blick auf türkisfarbene Unterwäsche und die knochigen Hüften einer Frau freigab, die nichts aß. Die Pupillen ihrer graublauen Augen waren wie schwarze Monde im Blitzlicht der Kamera. Nur ein winziger Hauch weißes Puder haftete an ihrer Nase – wenn man nicht danach suchte, konnte man es leicht übersehen. Ich hatte Beanie gefragt, ob sie sich sicher sei, dass genau dies das Bild war, das sie als Erinnerung an ihre Großmutter an die Wand hängen wollte.

»Aber sie fände das bestimmt toll, meinst du nicht?«, hatte Beanie statt einer Antwort gefragt. »Grandma hätte einen Riesenspaß daran.«

Mum hatte immer schon etwas gegen ernsthafte künstlerische Fotos gehabt, ebenso wie gegen ihre eigenen Selbstporträts, die

unweigerlich jeden Artikel über ihr Werk begleiteten. Sie alle – die Bilder, die Veröffentlichungen, die Zeitungen ebenso wie die Journalisten – bezeichnete sie als Vampire.

»Ja, sie würde es wirklich toll finden, da hast du recht«, hatte ich Beanie zugestimmt. Auf dem Bild sah Ingrid schön und quirlig und sorglos aus. Es schien, als läge selbst in diesem Moment der Bloßstellung, der Verletzlichkeit, etwas, das der Fotograf in ihrem Blick festgehalten hatte, eine Art Wissen. Die Möglichkeit, dass selbst ein solch unbeobachteter Moment vielleicht doch gestellt war. Ob sie nun high auf Champagner, auf Pillen oder Koks war, hatte es bei meiner Mum nie Situationen gegeben, in denen sie nicht genau gewusst hatte, was sie tat. Es war ein Foto aus der Zeit, in der sie noch keine Kinder hatte.

An einem Abend nicht lange danach hatte ich gehört, wie Beanie bei einem Videocall Nora darüber in Kenntnis setzte, was es Neues in unserem Leben gab. Nora und ich hatten immer schon eine vertrackte Beziehung zueinander gehabt. Seit ich dem Haus in Richmond mit sechzehn den Rücken gekehrt hatte, um Beanie zur Welt zu bringen, waren wir in regelmäßigen Abständen ineinander gekracht wie zwei sterbende Planeten: immer in Momenten der Krise. All die Male, als Nora fast gestorben war, oder in der letzten Phase des Lebens unserer Mutter. Nora hatte ihr Leben nicht unter Kontrolle, und auch wenn sie es nie sagte, wusste ich, sie nahm es mir übel, dass ich vor all diesen Jahren zu einem Zeitpunkt weggegangen war, an dem sie selbst es nicht konnte. Und wenn ich ehrlich war, nahm ich es mir selbst übel. Trotzdem verstanden sich Beanie und Nora blendend. Vielleicht weil der Altersunterschied zwischen ihnen so gering war: Ich hatte Beanie bekommen, als ich sechzehn und Nora sieben war.

Mittlerweile war Beanie älter als ich damals, als ich sie zur Welt gebracht hatte, Nora Mitte zwanzig, und sie hatten mehr gemeinsam, als sie es jemals im Verlauf von Beanies Leben ge-

habt hatten. Auf einmal fühlte ich mich wie das fünfte Rad am Wagen, das hinter ihnen her eierte. Abgesehen von ihrer Arbeit an der Uni verließ Nora das Haus kaum, und sie hatte auch nicht gern Besuch. Daher kommunizierten sie fast ausschließlich online miteinander. So hatte Beanie ihr auf FaceTime auch die Bilder gezeigt, die wir für unsere Collage an der Wand von ihr und Ingrid ausgewählt hatten.

»Siehst du, wir haben dein Bild aus der Uni genommen«, hatte Beanie aufgeregt erzählt. »Schau doch nur, wie schick und ernsthaft du aussiehst. Wie eine richtige Künstlerin.«

»Nimm das sofort runter«, sagte Nora barsch am anderen Ende der Leitung. Ich stand in der Küche und lauschte.

»Was? Warum denn?«

»Es ist schrecklich. Ich hasse dieses Foto.«

»Ich finde, du siehst hübsch aus.«

»Ich sehe aus wie eine Hochstaplerin. Ich mein das ernst, Old Bean. Nimm es sofort von der Wand. Ich sag deiner Mutter, sie soll es machen, wenn du es nicht tust.«

»Du wirst es Mum nicht sagen«, motzte Beanie. »Du redest nicht mit ihr.«

»Jetzt mach es einfach, Beanie, verdammt.«

»Na gut«, sagte Beanie mürrisch. »Ichnehm's runter. Obwohl du es eh nicht sehen wirst. Du kommst ja nie zu Besuch.«

Aber Beanie nahm das Bild nicht runter. Ich beschloss, sie nicht nach dem Grund zu fragen.

Während ich Richard gegenüber saß, blickte ich zu der Collage hoch. In der Ecke war eine Postkarte von *Girls* angepinnt, die Beanie amüsiert von einem Schulausflug aus dem Geschenkeladen der National Portrait Gallery mitgebracht hatte.

»Was genau finden Sie denn an der Komposition so interessant?«, hatte ich Richard gefragt, um ihn bei Laune zu halten. Ich rief mir ins Gedächtnis, dass ich nur einem einzigen Inter-

view zugestimmt hatte. Eine Stunde, das war's. Danach würde Tante Karoline mich in Ruhe lassen, ich konnte mit meinem Leben weitermachen, ohne so tun zu müssen, als würden mich die zunehmend banalen Äußerungen eines weiteren beschissenen Kunstkritikers berühren, ganz egal, in was für blumige Metaphern er sie verpackte.

Für *Girls* hatten wir in Mums Atelier unter den Flügelfenstern des Hauses in Richmond zwölf Tage lang, als Nora vier und ich dreizehn gewesen waren, Modell gestanden. Mum hatte sich für lauwarmer marmorierte Blautöne und Orange entschieden. Ihr gefiel, wie die Sonne auf unsere Gesichter schien. Eines Winters hatte sie alle Lampen aus dem Haus verbannt, wie Unkraut, das man mitsamt der Wurzel aus der Erde reißt, und von da an lebten wir entweder bei Kerzenschein oder mit Sonnenlicht. Nora war damals noch zu jung, um so lange am Stück Modell zu sitzen, aber sie hatte bereits gelernt, sich mucksmäuschenstill zu verhalten, sobald ihre Mutter mit einem Pinsel in der Hand vor ihr stand.

Zunächst hatte sie uns beide abgebildet. Technik interessierte mich damals ebenso wenig wie andere Entscheidungen, die sie traf, oder der Einfluss, den ihr Schaffen damals bereits hatte. Genauer gesagt hatte ich nie wirklich gelernt, mich daran zu erfreuen. Ich interessierte mich für Robbie Williams, wollte nicht bis zu meinem Ableben Jungfrau bleiben, und keiner an meiner Schule sollte herausfinden, wer meine Mutter war, und Ausdrücke ihrer pastellfarbenen Aktgemälde an meinen Spind kleben. Nora war immer schon diejenige von uns, die von den Farben fasziniert war. Sie hatte mit ihren Patschehändchen die Paletten berührt, die Ingrid überall im Haus verstreut hatte – wo sie kipelig auf Fensterbänken oder unter den Staffeleien ruhten, das ein oder andere Mal auch im Kühlschrank inmitten von pelzüberzogenem Cheddar, offenen Flaschen mit schal gewordenem

Moët, halbvollen Dosen mit Bohnen oder überreifen Mangos, deren Haut runzlig geworden war, während sie innerlich verroteten –, und sich die öligen Farben ins Gesicht geschmiert. Die vielen Chemikalien, das Aceton an den Pinseln und Paletten, mit dem man die alten Pigmente entfernte – alles war ihr egal. Sie war mit den Händen über die harten, kalten Wände gefahren. Sie hatte die Arbeit unserer Mutter bestaunt. Hatte jenes Porträt von uns beiden angestarrt, wie gebannt von den Blautönen, den orangeroten und goldgelben Pinselstrichen. Von der Art und Weise, wie Ingrid es geschafft hatte, dass wir irgendwie hässlich und zugleich wunderschön aussahen.

»Na ja«, sagte Richard, »mich hat es immer fasziniert, wie sie es geschafft hat, Sie zu kleinen Ungeheuern zu machen.«

Das stimmte. Bei *Girls* hatte sie uns etwas Wildes, Ungezähmtes gegeben, in den fest aufeinandergepressten Kinnladen, dem Schwung unserer Augenbrauen, als wäre da etwas Unkontrolliertes, Unbekanntes und Beängstigendes an uns, das danach strebte, zum Vorschein zu kommen.

»Und wie sie es geschafft hat, ihren eigenen Körper von Ihnen beiden wegzudrehen«, fuhr Richard fort.

Nachdem sie uns gemalt hatte, hatte sie sich selbst in unserer Mitte abgebildet. In der Komposition sah es so aus, als würden wir uns nach ihr strecken. Nora, die den Kopf nur fast an Ingrids rechte Schulter lehnte, und ich, die mit einer Hand nach ihrem Arm griff. Die meisten Leute sahen in dieser Pose etwas zutiefst Mütterliches, fast wie bei einer Madonna. Doch ich war mir nicht sicher, ob die Berührungen, die sie von uns bekam, eher tröstlich waren oder ihr das Gefühl vermitteln, dass wir uns aus einer Falle befreien wollten.

Sie hatte das Bild an die Wand gelehnt – es war zu groß, um es aufzuhängen –, und als ihre Künstlerfreunde zu Besuch kamen, waren sie voll des Lobes.

»Das sind meine allerliebsten *girls*«, hatte sie gesagt. »Und sie inspirieren mich zur allerbesten Arbeit.«

Nachdem ich mit sechzehn ausgezogen war, war das Porträt dort im Wohnzimmer geblieben, lehnte immer noch am Kamin-sims. Ein Ehrenplatz. Als Nora dann mit elf aufs Internat ging, räumte Mum das Bild weg und vermachte es der National Portrait Gallery als Leihgabe. Bei Mums Tod erbte Nora es, beließ es jedoch im Museum. Aus Bequemlichkeit, vermutete ich, oder vielleicht auch aus dem Wunsch heraus, sich nicht mehr mit der Last des Modellstehens und der Schöpfung von Kunst zu beschäftigen. Ich fragte sie nie danach. Denn Nora und ich redeten nicht miteinander.

»Haben Sie jemals erfahren, warum sie es weggegeben hat?«, fragte Richard mit Hinblick auf Ingrid, als hätte er geahnt, in welche Richtung meine Gedanken gingen. Ich schüttelte den Kopf.

»Haben Sie es noch einmal gesehen? Seit ihrem Tod?«

»Nein. Warum sollte ich? Zwei Jahre lang habe ich es tagaus, tagein gesehen. Ich kenne jeden Zentimeter dieses Gemäldes.«

»Und wenn Sie etwas Neues daran entdecken, jetzt, wo sie nicht mehr da ist?«

Ich stand abrupt auf. »Ich glaube, das reicht jetzt«, sagte ich zu ihm. Er tat es mir nach und stand ebenfalls auf.

»Ich bitte um Entschuldigung. Das war übergriffig von mir.«

»Ist schon in Ordnung«, sagte ich gepresst. »Sie sind hier, um Ihren Job zu machen, nicht um mein Freund zu sein.«

»Das ist wahr.«

»Ich sehe einfach keinen großen Sinn darin, die Toten wiederauferstehen zu lassen, Richard. Ich weiß, dass sie für Sie und für jeden anderen diese vielschichtige, bahnbrechende Künstlerin war. Eine Visionärin. Ein Genie. Doch für mich war sie das nicht. Das habe ich nie in ihr gesehen. Ich habe kein Inte-

resse an ihrer Arbeit. Ich kann das Geniale darin nicht erkennen. Wenn ich *Girls* anschau, dann sehe ich, dass meine Schwester monatelang eine Art Korsett tragen musste, um ihre Haltung zu korrigieren, nachdem sie meiner Mutter so lange Modell sitzen musste. Alles, was ich höre, ist, wie Nora weinte, weil ihr alles wehtat. Sie war zu jung. Ihre Knochen waren noch zu weich.«

Richard blickte mich an. Sein Daumen schwebte über dem »Aus«-Knopf seines schmalen, grauen Aufnahmegeräts.

»Für mich war sie nichts anderes als meine Mutter«, sagte ich. »Mehr kann ich Ihnen nicht anbieten.«

»Aber das ist ja genau das, was ich von Ihnen will«, plapperte er aufgeregt, die Augen weit aufgerissen, um mir zu zeigen, wie wichtig es ihm war.

»Nun, aber ich bin nicht bereit, mehr davon preiszugeben«, sagte ich entschlossen.

Er drückte mit einem weichen Klicken auf den Knopf und entschuldigte sich noch einmal leise, bevor er ging. Ich brachte ihn hinaus und lehnte die Stirn an die geschlossene Tür. Sie fühlte sich kühl und hart an.

Ich hatte eigentlich nichts von Bedeutung sagen wollen. Alles sollte so belanglos und nichtssagend sein, wie es nur ging. Und ich wollte so wenig verraten wie möglich.

Doch Mum hatte immer nur das Schlimmste in mir hervorgebracht.

Sie brachte in uns dreien immer nur das Schlimmste hervor.

Eine Woche später rief Richard an, um sich zu entschuldigen, und lud mich inoffiziell zum Essen ein, damit ich ihm erklärte, wie ich mir sein Buch vorstellte.

»Ich möchte es in Kooperation mit Ingrids Familie schreiben«, sagte er mir am Telefon. »Ich möchte *mit* Ihnen arbeiten, nicht gegen Sie. Ich möchte Ihnen allen gerecht werden. Und –

Matilda – vielleicht fällt es Ihnen schwer, das zu glauben, aber ich möchte gern ein Freund für Sie sein und zugleich diesen Auftrag erfüllen.«

Ich nahm die Einladung an, und statt über meine Mutter zu sprechen, redeten wir am Ende hauptsächlich über mich und den Teil meiner Geschichte nach meinem Auszug bei Ingrid. Wie ich jung – viel zu jung – mit Beanie schwanger geworden war, die mir jedoch eine ganze neue Welt eröffnete, so weit weg von dem Netz, das meine Mutter gesponnen hatte, und dass es sich so angefühlt hatte, als wäre ich selbst neu geboren worden. Ich war aus dem Haus in Richmond ausgezogen, hatte Nora bei Mum zurückgelassen und ganz von vorne angefangen. Zuerst hatte ich zusammen mit Gus in einem möblierten Zimmer über einem Kebab-Laden gewohnt. Dann – als wir uns vorhersehbarerweise getrennt hatten, weil wir nur zwei Kids waren, die so taten, als könnten sie eine Familie gründen und ein Kind aufziehen – wohnte ich ein Jahr mit meiner alten Schulkameradin Chelsea zusammen, bevor ich in ein Heim für ledige junge Mütter zog, die auch alle vor irgendetwas davongelaufen waren. Als Beanie in den Kindergarten kam, hatte ich an einer Grundschule Abendessen ausgegeben, ehe ich einen Job bei der Schulbehörde bekam. Im Abendstudium machte ich eine Weiterbildung zur Sozialarbeiterin, wobei mir die Mittlere Reife zu Hilfe kam, die ich mit Ach und Krach geschafft hatte, als ich im letzten Schuljahr schwanger war und mich schwer zusammenreißen musste, um die hämischen Blicke zu ignorieren, die mir meine Mitschülerinnen zuwarfen, als ich im neunten Monat mit einem riesigen Bauch über dem Schulrock zur Biologieprüfung antrat. Mit zwanzig, als Beanie den ganzen Tag in der Vorschule war, hatte ich eine Stelle als Assistenzlehrerin in einem Lehrbetrieb bekommen, der sich um Schüler mit Lernbehinderung kümmerte. Wir bekamen alles unter einen Hut. Gus war wieder zu

seinen Eltern gezogen und jobbte während seines Jurastudiums als Barkeeper. Unter der Woche wohnte er in einem Studentenwohnheim in Hull und kam am Wochenende, um sich um Beanie zu kümmern. Es lagen Welten zwischen seinem Leben und meinem. Und dennoch war er mit einer Kontinuität, mit der ich niemals gerechnet hätte, immer für Beanie da.

Während Beanie älter wurde, arbeitete ich an verschiedenen Grundschulen und fügte meiner Sammlung jedes Mal eine neue, von den Behörden abgesegnete Qualifikation hinzu, während die Kids immer mehr im Internet unterwegs waren und immer neue, schaurigere Probleme auftauchten. Sechsjährige mit Magersucht; Kids, die ihre Eltern verloren hatten; Kids, die nicht über den Tod ihrer Katze hinwegkamen; Kids, die nicht wussten, wie man Freundschaften schloss; Kids, die Angst vor Sex hatten; Kids, die viel zu viel Interesse an Sex hatten; Kids mit Messern in der Tasche; schwulenfeindliche Kids; rassistische Kids; Kids, die sich mit anderen Kids prügeln, weil sie kein Mitgefühl mit ihnen hatten; Kids, die im Internet für Sex angeboten wurden. Das alles machte mir Angst, was Beanie anging – doch immerhin hatte sie es relativ unbeschadet durch die Oberschule geschafft und, weil wir bettelarm waren, weder Zugang zu einem PC noch ein iPad bekommen. Als Sozialarbeiterin hatte ich in verschiedenen Positionen Kinder mit allen möglichen psychischen Problemen betreut, dabei aber das Gefühl, meine Fähigkeiten nie voll ausgeschöpft zu haben. Beanie bekam für ihre letzten zwei Jahre am College ein Stipendium für die Schauspielschule, und mein Vorgesetzter fragte mich, ob ich einen Kurs in Kunsttherapie für Kinder machen wolle. Das erschien mir ein naheliegender nächster Schritt zu sein.

»Dann sind Sie also Kunsttherapeutin?«, fragte Richard und widmete sich seinem dritten Glas Wein. Für das »Folge«-Interview hatten wir uns in einer Bar in der Nähe von Ealing Common

getroffen, obwohl schon innerhalb einer halben Stunde klar war, dass er das Treffen für ein Date hielt. Es machte mir nichts aus, mitzuspielen. Richard war nett. Er sah mir in die Augen, wenn ich redete, und merkte sich, was ich ihm sagte. Ich war mir nicht sicher, ob das daran lag, dass er sich für mich interessierte, oder an seiner Tätigkeit als Journalist. Jedenfalls sah Richard so aus, als wäre er überaus erfreut über die Schrullen des Lebens, eine Eigenheit, die ich schon vor langer Zeit abgelegt hatte.

Ich zuckte mit den Achseln und nahm einen Schluck, ehe ich ihm antwortete.

»Ich habe das Gefühl, die Bezeichnung ›Kunsttherapeutin‹ ist zu ... zu bombastisch für das, was ich mache. Und die Ironie des Ganzen ist mir durchaus bewusst«, sagte ich zu ihm.

»Was für eine Ironie?«, fragte er, und seine Brille rutschte ihm ins Gesicht, das so aufrichtig aussah, dass ich es am liebsten in beide Hände genommen und gedrückt hätte. Mir gefielen die Sommersprossen, die sich wie aus einem Springbrunnen über die Nase und die Wangen ergossen. Ich stellte mir vor, wie es wäre, eine nach der anderen mit dem Nagel meines kleinen Fingers auszubuddeln.

»Es liegt doch nahe, dass Sie sich für eine Karriere im Kunstbereich interessieren«, sagte er. »Schauen Sie doch nur Ihre Mutter an. Und Ihre Schwester.«

»Aber ich begreife es einfach nicht«, gab ich zu. »Ich verstehe nicht, was an dem, was meine Mutter gemacht hat, so besonders ist. Oder was die Leute an Nora und ihren Performances interessant finden. Das ist doch alles nur Zeitverschwendung, oder?«

Richard sah so aus, als hätte ich ihm gerade ins Weinglas gespuhkt.

»*Zeitverschwendung*«, wiederholte er.

Ich zuckte mit den Achseln. Ich hatte es mir schon Jahre in meiner Alles-Quatsch-Haltung der Kunst gegenüber bequem

gemacht, besonders gegenüber der Kunst der Frauen, die mit mir so viel Erbgut teilten.

»Man kann über Technik reden, über Talent und Komposition«, sagte Richard, dessen Gesicht leuchtete. »Doch eigentlich geht es doch auf eine fundamentale Weise darum, was Kunst in einem Menschen auslöst. Was empfinden Sie, wenn Sie Kunst anschauen, Matilda? Was geht Ihnen dabei durch den Kopf? Wie findet sie Zugang zu Ihren dunkelsten Begierden, Ihrem geheimen Schmerz?«

»Sagen Sie mal, flirten Sie mit mir?«, fragte ich, und er wurde so knallrot, dass ich nicht anders konnte, als zu lachen.

In Wirklichkeit wusste ich nicht, wie ich auf seine Frage antworten sollte.

Ich hatte zunehmend den Verdacht, dass Mum und Nora viel zu viele Empfindungen hatten und ich einfach nicht mit ihnen mithalten konnte.

Doch irgendwie gefiel es mir auch, was er gesagt hatte. Bei Kunst ging es tatsächlich um Gefühl. Natürlich auch um Geschichte und Kontext und Vermächtnis, aber im Grunde – und auf fundamentaler Ebene – ging es darum, dass man sich etwas anschaute und eine Entscheidung traf, ob es einem gefiel oder nicht.

So einfach war das.

Ich mochte es, wie leicht es mir fiel, mich ihm nicht erklären zu müssen, dass ich mich seinen Fragen zu meiner Familie nicht stellen musste, sondern Halbwahrheiten liefern oder Dinge auslassen konnte, um direkte Lügen zu meinem familiären Hintergrund zu vermeiden. Nach Gus hatte ich immer nur oberflächliche Beziehungen zu Männern gehabt. Ich wollte Beanies Leben nicht durcheinanderbringen, indem ich Menschen ins Spiel brachte, von denen ich wusste, dass sie irgendwann wieder verschwinden würden. Ich hatte Beanie nie einem Freund vor-

gestellt, so wenige es auch gewesen waren. Doch bei Richard erschien es mir leicht und ganz natürlich.

Und wenn ich ausblendete, wie viel er über meine persönliche Geschichte wusste, und wie wenig ich über die seine, dann konnte ich mir durchaus eine Zukunft mit ihm vorstellen.

Jetzt, sechs Monate später, stand er nackt in meiner Küche und fragte mich nach Nora.

»Ich dachte, du hättest sie schon zweimal interviewt«, sagte ich und streckte mich.

»Ich muss einfach ein bisschen am Ball bleiben. Sie hat mit einem neuen Projekt angefangen, wusstest du das?«

»Beanie hat es mir erzählt.«

»Es ist interessant. Sozusagen Leben als Kunst. Sie hat überall in ihrer Wohnung Kameras anbringen lassen, die vierundzwanzig Stunden am Tag eingeschaltet sind. Jeder kann die Bilder streamen. Es gibt mehrere Hundert Leute, die rund um die Uhr alles, was sie tut, beobachten.«

»Aha, verstehe«, sagte ich, obwohl ich es nicht verstand. In der Fuge des Küchentresens steckte eine Kaffeebohne. Ich nahm einen Löffelstiel und pulte sie heraus.

»Es muss mit ihrer Doktorarbeit zusammenhängen«, überlegte Richard. »Vielleicht geht es darin um Voyeurismus im Internet. Sicher eine interessante Umkehrung von Olssens Werk. Eine neue Art von digitalem Selbstporträt. Aber auch eine organische. Leben und Atmen und sich Verändern inbegriffen.«

Er klappte auf dem Tisch seinen Laptop auf und begann, etwas zu tippen.

Ich sagte: »Beanie ist bald von ihrem Vater zurück, deshalb wird es Zeit, dass du in die Gänge kommst.«

Ich wusste, wenn Richard sich erst einmal auf ein Word-Dokument gestürzt hatte, konnte es Stunden dauern, bis er wieder daraus auftauchte. Und der Umgang mit Beanie war mir